



Rüdiger Lautmann

Wie das Lexikon zur Soziologie entstand

Simmel Studies, Volume 24, Number 1, 2020, pp. 33-43

DOI: <https://doi.org/10.7202/1075234ar>

www.simmelstudies.org

Publisher(s): Georg Simmel Gesellschaft

ISSN: 1616-2552 (print) | 2512-1022 (digital)

Wie das Lexikon zur Soziologie entstand

RÜDIGER LAUTMANN

Diese Erinnerung an Otthein Rammstedt führt weit zurück – auf das Jahr 1968, allerdings nicht auf die glamourösen Situationen, die später zum Signum jener Jahreszahl erhoben wurden, sondern auf unspektakuläre Vorgänge, die wie so oft den Beginn erfolgreicher Berufsverläufe ausmachen. Da war der allwerktägliche Mittagstisch, der an die vierzig Menschen zu einem schlichten Einheitsmahl verband. In der *Sozialforschungsstelle Dortmund*, so der kohlenpöttisch-bescheidene Name, arbeitete ein halbes Hundert Personen an soziologischen Themen vielfacher Art. Es gab fünf Abteilungen, geleitet von vier Professoren und einem Privatdozenten namens Niklas Luhmann. Die Hochschullehrer gehörten zur Universität Münster – Heinz Hartmann, Joachim Matthes, Karlheinz Pfeffer –, der Chef hieß Helmut Schelsky, der das Ganze mit lockerer Hand dirigierte. Entstanden unter sozialpolitischer Zielsetzung (mit den stilbildenden Studien von H.-P. Bahrdt, H. Popitz u.a. zum „Gesellschaftsbild des Arbeiters“ sowie über „Technik und Industriearbeit“ in den 1950ern) übte der Standort am Ruhrschnellweg, neben der gewerkschaftlichen Sozialakademie, gegenüber der Westfalahalle und in Sichtweite des riesigen Stahlwerks der Dortmund-Hörder-Hüttenunion einen kaum bewusst werdenden Einfluss auf das Denken junger Wissenschaftler aus. Kurz gesagt: die Klassenfrage beschäftigte uns weit mehr als etwa die Geschlechterfrage. Das eine Thema musste einem Abkömmling der oberen Mittelschicht nicht unbedingt auf den Nägeln brennen, und das andere schlummerte noch in den abgeschirmten Tiefen privater Lebensführung.

Nicht nur am Mittagstisch kamen all diese Leute zusammen, auch auf den Gängen und in der Bibliothek begegnete man einander. Vor allem die Gleichheit der biographischen Phase ließ die jüngeren Mitglieder (heute: *postgraduates* und *postdocs*) aufeinander blicken: Diese Männer und (damals noch wenigen) Frauen standen am Beginn ihrer Berufslaufbahnen; sie besaßen eine relativ hochwertige akademische Grundqualifikation – Diplom bzw. Doktorat –, gewährleistet per Selektion durch die Chefs und Projektleiter, die ihrerseits zum Erfolg verpflichtet waren, war doch die Finanzierung meist nur befristet garantiert.

Die Homogenität der sozialen Herkunft und der Bildungsgänge förderte die Fähigkeit zur Kommunikation, ohne erst groß Barrieren überwinden zu müssen. So ergaben sich auch untereinander leicht private und freundschaftliche Kontakte. Ich wurde nebst Freund von Edda Eisenlohr eingeladen und sprach auch vertraut mit Dorothee Peters. Mit Hanns Wienold kam ich überein, eine repräsentative Bevölkerungsumfrage zur Frage sexuell konnotierter Stigmata zu veranstalten – eine Aufgabe, die ein unausgesprochenes Einvernehmen voraussetzte. Otthein Rammstedt befreundete sich eng mit Werner Fuchs. Und so weiter. Missgunst und Konkurrenzgefühle waren uns fremd, verhindert allein schon durch die Vielzahl der Themenfelder und das rasch wachsende Stellenangebot im Aufstieg der Soziologie.

Auch lenkte der reformpolitische Aufwind in der Bundesrepublik unsere Aufmerksamkeit auf Themen der Gemeinsamkeit statt auf kleinliche Differenzen hochindividualisierter Sozialtheorie. Vielleicht war es vor allem das: Bei hoher Varianz der Denkweisen stand ein gesamtgesellschaftliches Projekt vor Augen. Zu dessen zahlreichen Baustellen, gerade auch im Bereich von Bildung und Wissenschaft – damals außerordentlich hoch gehandelt –, gehörte das Hervortreten der Soziologie als einer (vorübergehenden) Leitdisziplin. Heute wissen wir, dass sie damit überfordert war; damals aber glaubte man, Pathologien und Ungerechtigkeiten mit sozialwissenschaftlicher Expertise heilen zu können. Tatsächlich

können wir sie nur sichtbar machen, während wir schon bei den Lösungsvorschlägen weit auseinanderdriften. Die Aufbruchsstimmung zu Ende der sechziger Jahre hat auch das Projekt eines Soziologie-Lexikons hervorgebracht.

Und Otthein Rammstedt war der Initiator. Hier übte er ein, was er später bei der Georg-Simmel-Gesamtausgabe meisterlich praktizierte: Menschen zusammenzuführen und zusammenzuhalten, die sonst nicht so ein anspruchsvolles Projekt hätten beginnen und durchhalten können. Einzeln sprach er vier von uns an, und wir machten gerne mit – ohne zu ahnen, auf welcher umfangreichen, zeitraubenden und langwierigen Aufgabe wir uns da einließen. Das muss bereits 1968 begonnen haben, diese Jahreszahl ist im Vorwort zur ersten Auflage genannt. Dort heißt es:

Um Verzerrungen zu vermeiden, um keine bestimmte Schule oder Richtung bei der Auswahl der Stichwörter, bei der Suche nach Autoren und bei der Korrektur der Artikel unversehens zu *der* Soziologie werden zu lassen, taten wir fünf Herausgeber uns zusammen, die wir uns verschiedenen Orientierungen angehörig fühlten.

Bemerkenswert, wie Rammstedt die Gruppenarbeit und seine Rolle charakterisiert: *Wir* taten uns zusammen – und nicht etwa: *er* führte uns zusammen. Er nimmt sich zurück, macht seinen bestimmenden Einfluss unsichtbar. Dabei hätte es das Projekt ohne ihn nicht gegeben, wäre nicht zum Abschluss gekommen, hätte sich nicht über Jahrzehnte fortgesetzt. Die Bescheidenheit wurde intern honoriert: Rammstedt schrieb und unterzeichnete alle Vorworte in fünf Auflagen zwischen 1973 und 2010. Er war stets unausgesprochen und unangefochten der *primus inter pares*.

Extern allerdings wurde es ihm kaum entgolten, wie beispielsweise die Würdigung von Jürgen Kaube anlässlich seines Todes zeigte. Der *spiritus rector* der Simmel-Gesamtausgabe wird hier reduziert auf die Erträge eines, so steht es da, „Editorenlebens“. Zwar erwähnt Kaube auch Rammstedts

sozialhistorische Studien: in der Religionsgeschichte, zu sozialen Bewegungen und zur Soziologie unter dem Nationalsozialismus. Aber (!) seine „bleibende soziologische Großtat“ sei die GSG. Vielleicht stimmt diese Einordnung ja; nur haben wir den jungen Rammstedt noch ganz anders erlebt. Nicht als ‚Herausgeber‘, sondern als den unsere originäre Buchschöpfung unauffällig anleitenden Theoretiker, der philosophisch, historisch und soziologisch grenzüberschreitend dachte und uneinholbar in der Lage war, Orientierungen zu vermitteln.

Wir anderen verfügten damals nicht über einen derart weiten Ausgriff. Werner Fuchs bewegte sich in der Kritischen und marxistischen Theorie; Rolf Klima huldigte behavioristischen, heute würde man sagen: Rational-choice-Ansätzen; ich verehrte K.R. Popper und ging auf E. Goffman zu; Hanns Wienold war noch dem methodischen Individualismus verpflichtet, eigentlich aber als Jüngster und frisch Diplomierter noch auf der Suche. Aus Otthein Rammstedt wurden wir nicht recht klug: Er kam von Max Horkheimer her und vor allem aus Frankfurt/M., war vertraut mit der Schule dieses Namens; indessen hatte er bei Helmut Schelsky promoviert, dem Antipoden von Theodor W. Adorno. Und nun konfrontierte er uns mit Altsoziologen wie Gottfried Salomon-Delattour (sein Professor in Frankfurt), Ludwig Gumprowicz und anderen bereits damals längst Vergessenen. Wie passte all das zusammen? Rammstedt unternahm mit uns eine *tour d'horizon* sozialwissenschaftlichen Denkens, und sie war es wohl, die uns davon abhielt, in einem Gerangel um theoretische Nuancen und Dominanzen zu versinken. Wir ließen einander dort stehen, wo wir gerade hielten und morgen vielleicht nicht mehr stehen würden. Tatsächlich haben die Beteiligten ihre sozialtheoretischen Standorte in den folgenden Jahrzehnten gewechselt: Fuchs-Heinritz zur klassischen Soziologie hin, Lautmann zur Interpretativen Soziologie, Wienold zum Marxismus. Klima blieb der Wechsel durch seinen frühen Tod (1984) erspart; als Gründungsredakteur der ‚Zeitschrift für Soziologie‘ hat er noch auf Methodenstrenge geachtet. Rammstedt indessen konnte sich

treu bleiben, weil er in den riesigen Weiten der Soziologiegeschichte zuhause war. Mochten uns die von ihm genannten Autorennamen auch befremden, ausreden wollten wir sie ihm nicht. Toleranz in diesen Dingen war damals eine seltene Eigenschaft; Theoriediskussionen erhitzen die Gemüter und spalteten Gruppen. Die Fünf im Lexikonkreis aber ließen einander gewähren.

Da hatten wir uns auf ein Projekt eingelassen, das uns als machbar vorkam, bald aber alle Dimensionen sprengte. (Ähnlich wird es beim Start der GSG zugegangen sein.) Die Erarbeitung der Erstauflage beschrieb Rammstedt so:

Um eine möglichst vollständige Stichwortliste zu bekommen, haben wir die Bücherlisten der soziologischen Institute, Seminare und Fachbereiche der Universitäten in der Bundesrepublik und Westberlin (*sic*), welche die den Studenten zur Lektüre empfohlene Literatur bzw. die für die Examina vorgeschriebene Pflichtlektüre enthalten, und andere und repräsentativ erscheinende Literatur ausgewertet. Durch Verschlagwortung dieser Bücher kamen wir auf etwa 15 000 Begriffe, aus denen ca. 6000 als erklärungsbedürftig für das Lexikon ausgewählt wurden; hinzu kommen Ergänzungen aus der aktuellen Literatur.

Rammstedt schildert hier in zurückhaltend-sachlichem Ton eine Arbeitsphase, welche uns Beteiligte an den Rand der Verzweiflung trieb. In scheinbar unüberschaubarer Menge standen da auf Endlospapier, mittels Hollerithkarten alphabetisch sortiert, die Kaskaden von Fachwörtern. Dieselben Begriffe tauchten vielfach variiert auf, nur weil sie sich in wenigen Buchstaben unterschieden. Vor allem aber prasselten unbekannte Begriffe auf uns ein – für jeden waren es andere, weil die persönlichen Erfahrungsräume nicht dieselben waren. Nunmehr traten unsere Differenzen zutage, und es wurde heftig diskutiert: Was ist noch Soziologie, was werden die Nutzer suchen und was dürfen sie in dem Buch erwarten? Rammstedt schrieb dazu:

Ein Lexikon der soziologischen Begriffe scheint bei der derzeitigen Zersplitterung der Wissenschaft unmöglich – und doch zugleich wegen dieser Zersplitterung notwendig.

Statt von ‚Zersplitterung‘ sprechen wir heute von einer ‚multiparadigmatischen‘ Wissenschaft. Das ursprüngliche Negativattribut hat sich in eine gelassen aufgenommene, scheinbar positive Eigenschaft verwandelt. (Dafür ‚zersplittert‘ momentan die Organisation der Fachgemeinschaft – in die altherwürdige ‚Deutsche Gesellschaft für Soziologie‘ einerseits, in die monoparadigmatisch auftretende ‚Akademie für Soziologie‘ andererseits.) Die Lexikongruppe entschied sich damals wie heute für den Weg, alle Richtungen zu repräsentieren, wie sie auch gruppenintern vorhanden waren.

Diese Attitüde eines *Laissez-faire, laissez-aller* könnte man ridiculisieren; allein sie entsprang den pragmatischen Notwendigkeiten: in der Gruppe zusammenarbeiten zu können, die vielfältigen und unvorhersagbaren Interessen der Nutzer*innen zu bedienen. Sie nahm den heutigen Verzicht auf einen deliberativen und klärenden Entscheid zwischen konkurrierenden Theoriepositionen vorweg. Damals lag das quer zum Zeitgeist, in dem scharf und unerbittlich um die Anerkennung der jeweils eigenen Wahrheit gerungen wurde. Rammstedt erkannte das und notierte dazu:

Ob ein Lexikon dem Verständnis zwischen divergierenden soziologischen Richtungen mit je eigenem Wissenschaftsverständnis dienen kann, wird von uns heute skeptischer beurteilt als je zuvor. Die Diskussionen – oder wohl besser: Doppel-Monologe – zwischen Adorno und Popper, Habermas und Albert deuteten schon an, was sich jetzt zwischen Habermas und Luhmann wiederholte und was auch für ein Lexikon zu denken geben sollte, auch wenn diese wohl dosierten Selbstdarstellungen kaum die realen Kontroversen in der Soziologie (und um sie) wiedergeben noch die verursachenden Faktoren ansprechen: Begriffserklärungen vermögen in dieser Art der Disputation

nicht, das Gemeinsame darzustellen; sie können vielleicht dazu beitragen, dass in den Stellungnahmen Fachbegriffe nicht Windmühlenflügel eines Don Quichotte werden.

Eindrucksvoll, wie Rammstedt hier die damals hochgehandelten Theoriekämpfe ironisiert – er nennt sie „Doppel-Monologe“ und „Selbstdarstellungen“. Und wie er sie niedrig hängt, weil sie „die realen Kontroversen in der Soziologie“ verfehlen. Stattdessen will das *Lexikon* eine haltbare Grundlage für soziologische Arbeit schaffen und die „Windmühlenflügel eines Don Quichotte“ vermeiden. Den Gebrauchswert begrifflicher Klärung setzt er hiermit an die Stelle eitler Hahnenkämpfe. Damit wird die kleine Münze der lexikalischen Hilfestellung zur eigentlichen Währung ergebnisorientierter Soziologie. Ähnlich wird Rammstedt später den Wert einer handlichen Ausgabe der kaum auffindbaren Simmel-Schriften eingeschätzt haben.

Wir alle – Herausgeber und Autoren des Buchs – betrieben ja neben dem Artikelschreiben substanzielle Arbeit in der Soziologie. Keiner von uns zielte auf eine Großposition im Fach oder die Breitenwirkung als *public sociologist*. (Ich erinnere noch, wie schwer es war, den Kollegen bei der vierten Auflage die Triftigkeit des Begriffs *public sociology* nahezubringen.) Zurücknahme des Ehrgeizes war eine Voraussetzung, ein solches Buch zu konzipieren. Üblicherweise werden derartige ‚Hilfsmittel‘ für Studierende von Akademischen Räten geschrieben. Wir indessen befanden uns bereits im Anflug auf Professuren. Zudem ging Rammstedt die in Dortmund und Bielefeld greifbaren Ordinarien darum an, Artikel für uns zu schreiben. Dies gelang ihm auch: Lars Clausen (später DGS-Vorsitzender), Hansjürgen Daheim, Peter Gross, Heinz Hartmann (Gründer der *Soziologischen Revue*), Franz-Xaver Kaufmann, Kurt Lüscher, Niklas Luhmann, Joachim Matthes (DGS-Vorsitzender) – um nur einige zu nennen. Auch viele der zunächst jüngeren Artikelschreiber gelangten in der Folgezeit auf Professuren. Die schon Etablierten lieferten treffende Artikel unter ihren bescheidenen Namenskürzeln. Die

Disziplin als ganze konnte sich dem *Lexikon zur Soziologie* wiedererkennen, wie es Rammstedts Konzept vorgesehen hatte.

Dazu trug Rammstedt schon dadurch bei, dass er den ‚Föderalismus‘ westdeutscher Soziologiezentren berücksichtigte. Damals hieß das: 1. Frankfurter Schule, 2. Kölner Empirismus, 3. Münster mit seiner geisteswissenschaftlich orientierten Soziologie. Frankfurt und Köln harmonierten darin, dass beide Institute von vor den Nazis geflohenen und zurückgekehrten Soziologen geleitet wurden, während Münster und insonderheit die attachierte Sozialforschungsstelle Dortmund als Rückzugsgebiet ehemaliger NS-Mitläufer galten. Die fachpolitischen Auseinandersetzungen darüber waren bereits abgeschlossen und störten nicht mehr den Aufbruch des Fachs. Rammstedt nun kam, wie erwähnt, aus Frankfurt, promovierte in Münster und hatte den Kontakt zum Hausverlag der Kölner in Opladen – im Westdeutschen Verlag erschien die repräsentative *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. So konnten zum Mitschreiben auch Autoren aus Köln (Hansjürgen Daheim u.a.) und Frankfurt/M. (Klaus Horn u.a.) gewonnen werden; Rammstedt bewies hier eine glückliche Hand.

Unsere Herausgebergruppe setzte sich über die ersten vier Jahre häufig zusammen, zunächst in Dortmund und dann in Bielefeld. Hier wurde alles besprochen und entschieden: das Vorgehen im Großen wie im Kleinen, die Aufnahme bzw. Ablehnung jedes Stichworts aus der erwähnten Gesamtliste (mit Mehrheitsprinzip und Minderheitenschutz), die Ansprache von Autoren, Stil und Umfang, der Buchtitel, das Lay-out und so weiter. Feststand nur – von Rammstedt vorab vereinbart –, dass das Werk im Westdeutschen Verlag erscheinen sollte, dessen Cheflektor Manfred Müller öfter zu unseren Sitzungen kam.¹ Viele Mitglieder der Sozialforschungsstelle bzw. später der Fakultät für

¹ Manfred Müller, der seit drei Jahrzehnten auf einer Baleareninsel lebt, wurde jetzt telefonisch kontaktiert, konnte aber nicht mehr zu so lange zurückliegenden Begebenheiten befragt werden.

Soziologie in Bielefeld publizierten dort. So delikate Fragen wie die Honorierung (die den Endverkaufspreis beeinflussen würde) beschäftigten uns ausgiebig; die Artikelverfasser*innen bekamen ein kleines Zeilenhonorar, jeder der Herausgeber einen Pauschalanteil. Als dann die Texte eintrafen, tat sich ein neues Konfliktfeld auf: teilweise waren sie zu lang, zu theorie-dogmatisch – auch im Binnenverhältnis der Herausgeber ging es hoch her. Die Arbeit war indessen zu weit fortgeschritten, als dass sie hätte abgebrochen werden können. Zu den Geduldigen unter den Heißspornen gehörte Otthein Rammstedt.

Über einige Jahrzehnte errang und behauptete das Lexikon eine Ausnahmestellung auf dem Markt der Nachschlagewerke in der Soziologie. Der Absatz entsprach dem hohen Interesse an der Soziologie in den 1970-1980er Jahren. Eine riesige Partie von Exemplaren erschien als preisgünstiges Taschenbuch zweibändig im Rowohlt-Verlag. Die halbjährlich eintreffenden Tantiemen waren der Erwähnung wert – gemessen an dem geringen Verkaufserfolg soziologischer Fachbücher sonst.

Erstaunt nahmen wir wahr, dass unsere Zusammenstellung relevanter Stichwörter woanders einfach übernommen wurde, ja dass sogar die Artikeltexte plagiiert wurden. In der ersten Wut darüber wurden gerichtliche Schritte erwogen. Da selber justizerfahren (und -skeptisch), gelang es mir, die Kollegen zu besänftigen und den Ärger in Stolz zu konvertieren: Was für eine Bestätigung, nachgeahmt zu werden! Entsprechend gelang Otthein Rammstedt ein weiteres Mal ein pointiertes Vorwort, in dem es hieß:

Keine größere Anerkennung konnten wir nun finden als durch das 1991 im Oldenbourg-Verlag erschienene *Soziologie-Lexikon*. (...) Dass unsere Stichwörter-Auswahl und unsere Begriffsumschreibungen dergestalt sind, dass Kollegen sie für nicht änderbar oder ergänzungswürdig halten, müssen wir als Kompliment hinnehmen. Der Verschnitt unseres Lexikons hat uns aber gerade noch gefehlt: ein Readers' Digest in der Soziologie!

Als nach langem Vorlauf schließlich 1973 das *Lexikon zur Soziologie* erschienen war, ahnten wir nicht, dass wir einen Dauerbrenner geschaffen hatten, der uns sogar überleben würde. (Auf dieses Weiterleben vertrauen auch die beiden verbliebenen Gründungsherausgeber, die soeben die jüngste Auflage federführend organisiert haben.) Das Werk lag zunächst gebunden, dann auch als Paperback vor. Rammstedt blickte 2007 auf die weitere Entwicklung zurück:

Bereits vier Jahre später kam es zur zweiten Auflage und dann, nach einer Reihe von Nachdrucken, 1994 zur dritten Auflage, der jetzt, nach wiederum einer Reihe von Nachdrucken, die vierte Auflage folgt. Jeweils zeigte sich, dass sich angesichts der gesellschaftlichen Verhältnisse die ‚Wörter-Welt‘ der Soziologie gewandelt hatte; dass sie stets den neuen Problemfeldern, die der Soziologie aufgedrängt wurden, Rechnung trug und Zeugnis ablegte für die Identitätsprobleme eines Fachs, das von Kontinuitätsbrüchen gekennzeichnet ist.

Die fünfte, also bislang letzte Auflage folgte bereits drei Jahre später. Vermutlich drängte der Verlag auf das Aktuellbleiben seines Longsellers. Die alte Herausgebergruppe, schon seit einigen Jahren durch drei Jüngere erweitert und verstärkt, traf sich ohne Ermüdung und mit den eingeübten Mechanismen der Arbeitsteilung und des Entscheidens. Die Artikel wurden, entgegen dem ursprünglichen Konzept, immer länger; der Durchschnittsumfang von zehn Zeilen wurde kaum noch eingehalten. Rammstedt berief sich dafür nicht „auf die Willkür der Autoren und auf die ungenügende Kontrolle der Herausgeber“; vielmehr verwies er auf eine andere Art von Stichwörtern und einen Schwund an theoretischer Diskussion. (Dass es sich wirklich so verhält, mag bezweifelt werden.) Und er vermerkte in seinem neuen Vorwort von Juli 2010:

Ob das *Lexikon zur Soziologie* in seiner fünften Auflage mit dieser Art von Verbesserung auch generell besser geworden ist, kann als Frage offen bleiben; denn ist das Lexikon auf das Ziel

ausgerichtet, dem Gang der Soziologie zu folgen, und war deren Gang in den letzten vierzig Jahren nicht immer stringent, nicht immer progressiv, so spiegelt sich das wahrscheinlich auch im Lexikon wider.

Er begrüßte unsere neuen Mitherausgeber (sie hatten schon der vierten Auflage mitgewirkt): Daniela Klimke, Urs Stäheli und Christoph Weischer. Jeder verbliebene Altherausgeber hatte einen neuen vorgeschlagen. Das Gleichheitsdenken unserer Anfänge, zugleich hohes Ideal der wissenschaftlichen Soziologie, wurde fraglos weiterhin hochgehalten. (Die an dieser Stelle heute fällige Frage der Gender-Gleichheit wird übersprungen, aber nicht übersehen. Eine Kollegin unter den anfangs vier Neuen hat nicht durchgehalten.) Rammstedt schloss sein letztes Vorwort mit dem Ausblick: „Eine sechste Auflage mag kommen.“ So geschah es, nur daran mitwirken konnte er nicht mehr. Aber zweifelsfrei hat niemand so wie er das Unikat *Lexikon zur Soziologie* geprägt